

Immanuel Jacob Pyra.

1. Einleitung.

Die moderne deutsche Literatur ist noch ziemlich jungen Datums. Zwar liegen die Hauptwerke derselben bereits seit einer Reihe von Jahrzehnten vor uns (den den Schwerpunkt der modernen deutschen Literatur müssen wir doch in der Schiller — Göthe'schen Phase derselben suchen); aber damit ist es nicht abgethan. Ein Volk besitzt eigentlich erst dann eine Literatur, wenn sie in ihm lebendig geworden ist, wenn sich die Mehrzahl derer, die in dieser Hinsicht als urtheilssfähig gelten, sich auf dieselbe Stufe des Geschmacks, auf der jene steht, erhoben haben. Aber auch das ist noch nicht ausreichend. Wir genießen die Erscheinungen einer unserer Zeit nahestehenden Literaturperiode zunächst subjectiv. Erst später fängt sie an, uns objectiv zu werden. Wir stellen Reflexionen über sie an, betrachten sie vor allen Dingen im Zusammenhange mit der unmittelbar vorausgehenden Periode, kurz, wir suchen sie historisch zu begreifen. Erst in diesem Stadium ist ein Volk im wahren Sinne des Wortes im Besitze einer Literatur.

Nach dem Gesagten wird es einem Jeden als ein unerläßliches Erforderniß erscheinen, die der modernen deutschen Literaturperiode unmittelbar vorausgehende Zeit einer gründlichen Forschung zu unterziehen. Es ist dies die Zeit, in der Gottsched und sein Anhang mit fast dictatorischer Gewalt den Geschmack in ganz Deutschland beherrschten; es ist die Zeit des Streites zwischen den Schweizern, Bodmer und Breitinger an ihrer Spitze, und den Sachsen, deren Vorkämpfer eben Gottsched war. Es scheint vielleicht überflüssig, all' die unbedeutenden Dichter dieser Vorbereitungszeit, die die deutsche Nation längst über den auf ihren Schultern stehenden gewaltigen Dichterkorymben vergessen hat, aus dieser Vergessenheit wieder hervorzuziehen, um so überflüssiger, als es doch nie Jemandem gelingen wird, das Interesse des deutschen Volkes für die dichterischen Producte eines Gottsched, Pyra, Lange, Schwabe u. s. w. zu wecken. Einen andern Standpunct nimmt der Literaturhistoriker ein. Für ihn ist die ganze Literatur eines Volkes eine aus vielen Gliedern bestehende Kette, deren jedes seine Bedeutung hat, wenn auch nur ein unbedeutender Keim zu einer weiteren Entwicklung in ihm verborgen ruht. Ein solches förderndes Glied nun ist Pyra ganz zweifellos in hervorragendem Maße.

Um die Erforschung nun der Vorbereitungszeit der modernen deutschen Literaturperiode hat sich Th. W. Danzel ein unschätzbares Verdienst erworben¹⁾. Leider wird Pyra von Danzel nur einmal und vorübergehend erwähnt. Es hat dies seinen Grund darin, daß das Danzel'sche Werk aus der vor ihm noch undurchforschten Correspondenz Gottsched's entstanden ist; Pyra und Gottsched aber suchten auf einem andern Wege als dem der Correspondenz ihre Gedanken auszutauschen²⁾. Da die neue Zeit entschieden gegen Gottsched und seinen Anhang Front machte, so dürfte es nicht unangemessen erscheinen, zunächst Einiges über Gottsched und seine Bestrebungen folgen zu lassen.

2. Gottsched's Verdienste und Fehler; sein Verhältniß zu den Schweizern.

Gottsched's Verdienste um die deutsche Literatur hat erst Danzel in dem genannten Werke in das rechte Licht gestellt. Es war diese Ehrenrettung eine kühne That, nach dem Lessing auf die Frage, welche Verdienste Gottsched um das deutsche Theater gehabt habe, einfach geantwortet hatte — gar keine; nachdem man sich daran gewöhnt hatte, Gottsched als das non plus ultra von aufgeblasener Geschmacklosigkeit, Pedanterie und Grobheit zu betrachten, in welchem Sinne die meisten Literaturhistoriker, unter ihnen besonders Gerbinus, über ihn urtheilten. Welches sind denn nun seine Verdienste? Gottsched hat den Lohenstein'schen Schwulst und den Hoffmanns waldauschen Marinismus bekämpft; er hat die mit Latein vermischte Kanzleisprache, sowie den mit französischen und italienischen Brocken versetzten Jargon der galanten Leute verspottet; er hat die deutsche Grammatik ein wenig in Ordnung gebracht und um die Correctheit der Sprache sich mancherlei Verdienste erworben. Er war vor allem Dingen derjenige, der zuerst die Idee der deutschen Literatur in ihrer Gesamtheit faßte. Zwar waren verschiedene Dichter- und Sprachgesellschaften um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch ihre Bemühungen um die Ausbildung und Reinigung der deutschen Sprache, der bewußten Erschaffung einer deutschen Literatur näher getreten, doch handelte es sich bei ihnen nur um die Pflege des Organs einer allumfassenden deutschen Literatur. Die Gesamtausschau einer Literatur hat verschiedene Seiten, von denen keine unberücksichtigt bleiben darf. Zunächst müssen alle Arten von literarischen Erzeugnissen als Erzeugnisse einer Thätigkeit begriffen und unter einen Gesichtspunkt der Entwicklung gebracht werden. Dies that Gottsched, in dem er nicht mehr wie seine Vorgänger blos die Poesie, sondern auch die Prosa und zwar diese vornehmlich ins Auge faßte. Ferner ist ein gewisser geographischer Fernblick erforderlich; es kommt darauf an, die Nation, um deren Literatur es sich handelt, in ihrer räumlichen Ganzheit aufzufassen und als eine geistige Einheit zu begreifen, die eines einigen Organes benöthigt sei. Auch das finden wir bei Gottsched. Mit Wohlgefallen verweilt er bei der Vorstellung, daß keine europäische Sprache einer solchen geographischen Ausdehnung genieße wie die deutsche, und eifrig ist er bemüht, der deutschen Nation eine einigte Schriftsprache zu geben. Daß Gottsched dazu das Deutsch der oberen Klassen

¹⁾ Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1855.

²⁾ Eine eingehendere Beurtheilung wird Pyra durch Danzel zu Theil in dem Werke: Gotthold Ephraim Lessing, ein Leben und seine Werke.

des Meißner Kreises ausersehen hat, ist ihm vielfach zum Vorwurfe gemacht worden, und doch zeigt er darin einen richtigen historischen Blick, da einerseits die Bibelübersetzung in Sachsen entsprungen war, andererseits das Schlesiſche, das durch die Dichter der nächstvorhergehenden Zeit verbreitet war, mit dem Meißniſchen dem Ursprunge nach dasselbe ist. Endlich liegt in der Gesamtanschauung der Literatur eines Volkes auch noch eine Anschauung ihrer historischen Ganzheit, ein Bewußtsein, daß es ein einiger volksthümlicher Kern sei, der sich hier entwickle. Auch das ist bei Gottsched vorhanden. Mit Stolz weist er den Ausländern gegenüber auf die Fülle unserer dramatischen Werke hin, mit beharrlichem Eifer widmet er sich dem Studium der alt- und mittelhochdeutschen Schriftdenkmäler. Ueberall läßt er Nachforschungen anstellen, ob sich in den Bibliotheken nicht Handschriften von altdeutschen Gedichten vorfinden. Die Erfolge freilich, die Gottsched auf diesem Gebiete erlangte, sind nicht zu hoch anzuschlagen; in dieser Hinsicht steht er weit hinter seinem Gegner Bodmer zurück.

Diesen unleugbaren Verdiensten Gottscheds stehen nun freilich erhebliche Schwächen gegenüber. Vor allen Dingen hat er die abstracte Regel auf das Engherzigste dem gegenüber geltend zu machen versucht, was über die bloße Regel hinausging. Ich berühre diesen Punkt hier nur kurz, weil wir später näher darauf eingehen müssen. Eine erhebliche Schwäche war die Art und Weise, wie er die einmal gewonnene Dictatur über den herrschenden Geschmack sich zu bewahren suchte. Danzel hat Recht, wenn er behauptet, diese Dictatur sei eine natürliche Folge seiner Bestrebungen, um die es ihm sicher Ernst war, gewesen; aber mußte er deshalb diese Stellung für immer behaupten wollen? mußte er deshalb wahrhaft bedeutenden literarischen Erscheinungen, die zum Theil auf der von ihm geschaffenen Grundlage erwachsen, Opposition machen und den elendesten poetischen Machwerken seine Anerkennung zollen? In diese Fehler verfiel er allerdings erst, als für ihn die Zeit des Kampfes kam, auf den wir jetzt näher eingehen müssen.

Nicht mit Unrecht nennt Danzel den Streit zwischen den Leipziguern und Schweizern, an dem ja auch Pyra später Theil nahm, „die Geburtsstätte, man möchte sagen den Zeugungspunkt der ganzen neueren deutschen Literatur“. Die ersten Anfänge der Ausübung einer Kritik auf poetischem Gebiete sind Christian Wernicke zuzuschreiben. Ein bedeutendes Verdienst erwarben sich auf diesem Gebiete die Schweizer Bodmer und Breitinger. Von ihnen, namentlich aus der unter dem Titel „Discurse der Mahlern“ erschienenen Zeitschrift viel gelernt zu haben, gesteht Gottsched zu, der damals noch in Königsberg war. Im Jahre 1730 erscheint Gottscheds kritische Dichtkunst. Damit lehrte sich das Verhältniß gewissermaßen um, indem die Schweizer nunmehr Gottscheds Anhänger und Mitarbeiter werden. Bis zum Jahre 1740 kam es zwischen ihnen nicht zu einem ernstlichen Zerwürfniß; wenigstens wird der freundschaftliche Briefwechsel zwischen den beiden Parteien bis in das Jahr 1739 fortgesetzt (der letzte Brief — Breitinger an Gottsched — datirt vom 1. Juni 1739¹⁾). Daß die Schweizer trotzdem schon vorher die Schwächen und das Ungenügende der Lehren Gottscheds erkannt hatten, ist damit nicht ausgeschlossen, ohne daß sie deshalb der Vorwurf der Heuchelei trifft. Der Gegensatz zwischen beiden trat hervor durch die entgegengesetzte Stellung, die beide zu Miltons verlorenem Paradiese einnahmen, um dessen Uebersetzung und Herausgabe sich die Schweizer bemüht hatten. Er läßt sich im Wesentlichen dahin präcisiren: Während Gottsched der Ansicht war, das Dichten sei die Werkthätigkeit eines von der

¹⁾ Danzel a. a. Orte Seite 194.

Natur glücklich organisirten Verstandes, der nur von einer starken Einbildungskraft und einer gründlichen Menschenkenntniß unterstützt, durch gelehrte Studien gebildet und von einem guten Geschmacke geleitet sein müsse; ein so ausgestatteter Kopf werde immer ein gutes Gedicht machen können, sobald er nur die Regeln gehörig befolge, welche bei Hervorbringung eines Kunstwerkes als die allein gültigen von der Vernunft anerkannt wären — war es den Schweizern vor allen Dingen darum zu thun, zunächst der Einbildungskraft zu ihrem vollen Rechte im Reiche der Poesie zu verhelfen und sodann der Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß die Kenntniß und geschickte Anwendung überlieferter Kunstregeln allein noch nicht den wahren Dichter mache, sondern daß dazu noch ein weit Höheres, die geniale Begabung zum schöpferischen Hervorbringen, erforderlich sei. Die entgegengesetzte Stellung zu Miltons verlorenem Paradiese führte beide Parteien zu immer gehässigeren Auslassungen, auf die hier einzugehen ich nicht für angemessen halte. Im Allgemeinen hielt sich Gottsched bis zum Erscheinen der ersten Gefänge von Klopstocks Messias mehr im Hintergrunde der für ihn kämpfenden Partei. Auf seiner Seite stand Daniel Wilhelm Triller, ferner die Mitarbeiter an den von Schwabe redigirten „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (besonders Th. L. Pittschel), ferner die Mitarbeiter der zu Halle erscheinenden „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“ (besonders Christoph Mylius). Die Schweizer mußten anfänglich den Kampf allein führen; bald traten Viscont und Johann Christoph Krost auf ihre Seite, denen sich als dritter Pyra anreihete. Was den Uebertritt Pyra's in die Reihen der Gegner Gottscheds anlangt, so findet sich in verschiedenen Literaturgeschichten die Vermuthung, die Beurtheilung, die seine Uebersetzung von Virgils Aeneis durch Gottsched erfahren habe, sei die Veranlassung zu diesem Uebertritte gewesen. Dieser Vermuthung möchte ich mit aller Entschiedenheit entgegenreten und zwar aus folgenden Gründen. Erstens entspricht diese Annahme durchaus nicht dem in jeder Hinsicht bescheidenen und noblen Charakter Pyras, der selbst den größten und ungezogensten Angriffen seiner Gegner gegenüber sich stets als einen Mann von Bildung zeigte. Es wäre kleinlich gewesen, wegen einer ungünstigen Beurtheilung eines dichterischen Productes seine Ueberzeugung aufzugeben und plötzlich aus einem Anhänger Gottscheds sein Gegner zu werden. Zweitens aber trat Pyra in der That, wenigstens öffentlich, als Gegner Gottscheds und seines Anhanges erst auf, als Mylius in den hallischen Bemühungen Hallers Gedicht „über den Ursprung des Uebels“ in der bissigsten Weise kritisirt hatte. Endlich ist zu berücksichtigen, daß Pyra schon lange in einem gewissen Gegensatz zu Gottsched stand. Bekanntlich spielt in dieser Zeit eine große Rolle die Frage, ob in deutschen Gedichten der Reim festzuhalten sei, oder ob reimlose Gedichte vorzuziehen sein. Bodmer war es zuerst gewesen, der die Unentbehrlichkeit des Reimes bestritt, der ihn sogar als einen unschönen Schmutz betrachtete, dessen sich die Dichter des classischen Alterthums darum wohlweislich enthalten hätten. Ihm schlossen sich in Halle Lange, Pyra und C. F. Meier an, während Gottsched den Reim mit demselben Eifer in Schutz nahm, mit dem jene ihn zu verdrängen suchten. — Ich meine, daß die angeführten Gründe ausreichend sein, Pyra von dem oben ausgesprochenen Verdachte zu reinigen. In wie weit nun Pyra in den Streit wider Gottsched mit eingriff, das werde ich später, wenn ich die kritische Thätigkeit Pyras zu behandeln habe, auseinandersetzen. Vor der Hand dürfte es angemessen erscheinen, die Lebensgeschichte dieses Mannes beizubringen.

Phra (Biographisches).

Ueber das Leben Phras würden wir genauer unterrichtet sein, wenn sein intimster Freund, Samuel Gotthold Lange, bei der Herausgabe der Gedichte Phras dessen Lebensbeschreibung, die allerdings Niemand so ausführlich aufzuzeichnen im Stande war, beigelegt hätte. Indessen hielten ihn, wie wir aus der Vorrede zu der Ausgabe der Gedichte Phras ersehen¹⁾, noch einige Umstände zurück. Er sagt darin: „Es leben noch einige Personen, deren Ehre einigen Anstoß leiden würde durch eine Erzählung, ohne welche diese Geschichte unvollkommener werden dürfte.“ Auch später ist Lange nicht dazu gekommen; wir sind somit auf die in Schmid's Nekrolog enthaltene Biographie Phras²⁾ und auf einzelne hier und da zerstreute Notizen angewiesen.

Immanuel Jacob Phra³⁾ wurde im Jahre 1715 zu Cöthbus in der Lausitz geboren. Sein Vater war Advocat und hatte das Unglück, bei einer allgemeinen Reduction, die König Friedrich Wilhelm I. in allen seinen Landen wegen ihrer zu sehr angewachsenen Menge vornahm, kassirt zu werden. Da er kein Vermögen hatte, so mußte er sich mit seinen zwei Söhnen kümmerlich durch Schreiben ernähren. Früh zeigte sich bei unserm Phra ein lebhafter Geist und ungeheurer Wissensdrang. Kohensteins Werke, die ihm in die Hände fielen, regten den Knaben früh an, Verse zu machen. Im Jahre 1725 ging er nach Halle, um dort zu studiren. Außer einem kleinen Stipendium fand er wenig Unterstützung. Er war so edel, daß er selbst dieses kleine Stipendium seinen Eltern schickte und von dem Extratische des Waisenhauses zu leben suchte. In Folge dessen ging es ihm sehr kümmerlich. Dazu kam noch, daß er viel mit schweren Krankheiten zu kämpfen hatte. Ein großes Glück war für ihn, daß er die Bekanntschaft von Samuel Gotthold Lange machte, der später Prediger zu Laublingen wurde und als Verfasser der horazischen Oden bekannt ist. Beide schlossen eine innige Freundschaft und übten sich gemeinschaftlich in poetischen und prosaischen Ausarbeitungen in einer Gesellschaft, die Lange nach Art der Leipziger Deutschen errichtet hatte, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht, wie die Leipziger alle ihre unreifen Arbeiten drucken ließ, sondern im Ernst auf die Verbesserung des Geschmacks bedacht war.

Acht Tage hatte einst Lange seinen Phra nicht gesehen, als er ihn von ungefähr an einem öffentlichen Orte erblickte. Er erschraek über ihn, so elend sah er aus. Phra that außerordentlich schüchtern und gestand erst nach langem, liebeichem Zureden seinem Freunde, daß er seiner armen Mutter sein Stipendium geschickt und nun seit 3 Tagen Nichts genossen habe. Er habe, sagte er, in diesen Umständen unmöglich Jemanden besuchen können, weil es ihm unmöglich gewesen sei, Jemandem seinen Mangel zu entdecken. Lange nahm sich nun seiner sehr an und als er im Jahre 1737 als Prediger nach Laublingen kam, nahm er seinen Freund mit. Dort, im Schoß der Freundschaft, dichtete Phra die

¹⁾ Es ist die zweite von Lange besorgte Ausgabe; zum ersten Male waren Phras und Langes freundschaftliche Lieder von Bodmer ohne ihr Wissen herausgegeben.

²⁾ Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmsten verstorbenen teutschen Dichter, gesammelt von Christian Heinrich Schmid. Berlin 1785.

³⁾ In dieser Reihenfolge giebt Lange in seiner Ausgabe die Vornamen, während Schmid in seiner Biographie den Namen Jacob voransetzt, was auch anderweitig geschieht. Ebenso wie Lange stellt die Namen das Album Coloniense des Köln. Gymnasium zu Berlin.

meisten seiner freundschaftlichen Vieder. Lange behielt ihn so lange bei sich, bis er ihm eine Hofmeisterstelle bei einem Edelmann zu Poplitz verschaffen konnte, die er später mit der Aufsicht über einen jungen Herrn von Bonnefoie zu Heiligenthal in der Grafschaft Mannsfeld vertauschte. Beide Stellen verwaltete er mit großer Treue. Die letzte verlor er, wie sein Biograph angiebt, aus Unerbittlichkeit gegen das Laster. Kurze Zeit lebt nun Pyra wieder in Laublingen, bis er endlich im Jahre 1742 als Conrector am Kölnischen Gymnasium zu Berlin eine Anstellung fand. Hier war es, wo Pyra in die Streitigkeiten zwischen den Leipzigern und Schweizern und zwar als Gegner Gottscheds eingriff. Eigentlich war Pyra in Deutschland der Erste, der mit kühnem Muth, laut und offen gegen den Leipziger Dictator aufzutreten wagte. Nicht Streitsucht, die in jener Zeit des kritischen Krieges manche Schrift erzeugte, sondern wahrer patriotischer Eifer veranlaßte ihn dazu. Hören wir Pyras eigene Vertheidigung. Er sagt¹⁾: Einige haben gemeint, ich hätte nicht klüglich gehandelt, daß ich mich in den Streit gemischt, weil man vorausgesehen, daß ich meine Ehre in Gefahr gäbe. Aber wer ist so niederträchtig, daß er sie höher achte als die Wahrheit, die gute Sache und das Aufnehmen der schönen Wissenschaften! Eine solche Politik ist in meinen Augen sehr verächtlich. Dazu gehört eine andre Seele als die meinige“.

In der That zog Pyras Eifer für die gute Sache ihm die gehässigsten Anfeindungen zu. Mitten in diesem Streite ward Pyra von einem hitzigen Fieber überfallen, das ihn nach einer Niederlage von drei Tagen 1744 den 14. Julius in einem Alter von 29 Jahren hinraffte²⁾. Gleim und Kleist waren eben nach Berlin gereist, um das Trauerspiel des Dichters, Sephta, zu sehen, das er von seinen Schülern aufführen lassen wollte. Als sie ankamen, ward ihnen Pyras Sarg entgegengetragen. Die Gegner Pyras waren boshaft genug, die Erdichtung auszusprengen, als ob der Verdruß über die Streitigkeiten die eigentliche Ursache seines Todes sei. Eine im kritischen Almanach³⁾ erschienene Satire, die dem Gottschedianer Schwabe zugeschrieben wird, sollte dieses Resultat herbeigeführt haben. Wer indessen diese Satire liest, wird sich überzeugen, daß sie zu harmlos ist, um das Resultat herbeizuführen. Ich lasse die auf Pyra bezügliche Stelle hier folgen:

Aber zu Berlin hübsch und fein
 Meister Pyra das Con Rectorlein
 Für die Herrn Zurch'r ein erlich Haut
 Kampft mit ihnen ganz einlein, schaut!
 Die Gall laufft über den erlichen Mann
 Er sich weder rath'n noch helfen kann,
 Schreibt mit dappern Herz, Muth und Sinn
 Fünff artlich, witzige Bögen hin.

¹⁾ III. Stück der Fortsetzung des Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe. S. 96.

²⁾ In den Acten des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin findet sich nur eine auf Pyra bezügliche Bemerkung, die ich der Güte des jetzigen Directors der Anstalt, Herrn Professor Dr. Kuhn, verdanke. Das Album Coloniense enthält auf Bl. 221–26 Nachrichten des Rector Friedr. Vase und seines Nachfolgers (seit 1742) Christian Tobias Damm über die Collegen des Kölnischen Gymnas. seit 1729. Hier heißt es Bl. 222 a. sub 9. von Damms Hand: novus subreceptor, sed cum titulo Conrectoris, creatus est Immanuel Jacob Pyra, Cobussensis, introductus a Rectore Dammio d. 27. Julii 1742. Später ist von derselben Hand hinzugefügt: obiit diem suum d. 14. Julii 1744 febr. ardente consumtus

³⁾ Neuer kritischer Saß, Schreib- und Taschen-Almanach auf das Schaltjahr 1744, gestellt durch Chrycostomum Mathanasium. Winterthur.

Und vergeußt den Zurichern zu gut,
 Viel Schweiß und Gall voll Grimm und Wuth,
 Die Herrn Zurich die werden ihm auch
 Schicken viel Käß nach löblich'n G'brauch
 Weil er gestritten als wie ein Held,
 Der seine Feinde gewaltig fällt,
 Die Herrn Zurich han auch schier
 Sich gerüstet und gestritten für und für,
 Die verub'lt Iphigenia
 Und der verschmittne Cato da
 Sein dessen Zeugen insgesampt,
 Daß sie verwaltet han ihr Ampt.

Nach dem Tode Pyras erschien ein Pasquill, betitelt „Das Tintefäßel“, in dem obige Behauptung recht triumphirend wiederholt wurde, als ob es den Gottschedianern zur Ehre gereicht hätte, wenn sie wirklich seinen Tod befördert hätten. Wir entnehmen aus der hierin sich aussprechenden Freude über seinen Tod, sowie aus der ganzen Art, in der die Gottschedianer Pyra angriffen, indem sie Dinge, die mit der zwischen ihnen verhandelten Streitfrage absolut garnichts zu thun hatten, mit in das Gebiet des Streites hineingezogen, nur das Eine, nämlich für einen wie gefährlichen Gegner die Gottschedianer Pyra halten mußten und wie stark das Gefühl der eigenen Schwäche einem solchen Gegner gegenüber bei ihnen gewesen sein muß. Hinsichtlich der Angriffsweise gegen Pyra will ich nur ein Beispiel erwähnen, weil er uns gleichzeitig Gelegenheit giebt, einen Blick in die pädagogische Thätigkeit Pyras am Kölnischen Gymnasium in Berlin zu thun. Die Verfasser der hallischen Bemühungen hatten nämlich Pyra den Vorwurf zu strenger Härte gegen seine Schüler gemacht. Gegen diesen Vorwurf nun richtet Pyra folgende Vertheidigung¹⁾: „Was den hämischen Vorwurf wegen der Ausführung meines Amtes betrifft, so würden sie mir ihn nicht machen, wenn sie nicht Andern ihre bürgerliche Ehre zu rauben suchten. Es ist hier sogar ungewöhnlich, auf Primaner loszuschlagen. Was die niedern Klassen betrifft, so kann ich hier öffentlich versichern, daß nie zu einer härtern Zucht anders, als nach einer oft wiederholten vernünftigen Ueberzeugung von der Schädlichkeit der Verbrechen und mit Widerwillen gegriffen wird und zwar nur, wenn Aergerniß zu besorgen ist, wo das Verbrechen ungestraft bleibt. In meinen Augen sind beide ein Gräuel, sowohl diejenigen, so sich durch eine niederträchtige, gefällige Verzärtelung bei der Jugend einzuschmeicheln suchen und ihnen ihren Muthwillen lassen, als die, so ein verfluchtes Vergnügen an den Schmerzen finden, so sie zarten Kindern verursachen. Wo die Vernunft nicht regiert, so laden sich beide das allertheuerste Blut der Jugend auf den Hals. Denn so wie eine verstandlose Unbarmherzigkeit nur verstockt und folglich die Gemüther nur schändlicher und niederträchtiger macht, so verwildern sie gleichfalls unter eigennütziger und unvernünftiger Gefälligkeit. Obgleich dies den geblendeten Eltern anfangs sehr schmeichelt, so lehrt doch leider die Erfahrung, daß sie zuletzt die Hände über den Kopf zusammenschlagen.“

¹⁾ Fortsetzung des Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe. S. 28.

Phra als Dichter.

Lange sagt in der Vorrede zu der Ausgabe der Gedichte Phras, denen er um des Zusammenhanges willen seine eigenen beigefügt hat: „Wenn die Menge der Gedichte einen Dichter groß machen muß, so hat der sel. Herr Corrector keine Anwartschaft auf diesen Beinamen. Die Kürze seines Aufenthaltes bei uns verstattete ihm nicht, viel Alphabete voll zu schreiben und ich zweifle, ob er es bei längerem Leben würde vollbracht haben.“ In der That ist die Zahl der Phraschen Gedichte nicht groß, selbst wenn wir das verloren gegangene, vorhin schon erwähnte Trauerspiel Zephtha, sowie das von Klein erwähnte¹⁾ Fragment eines Trauerspiels Saul und zwei ebenfalls verlorene Gedichte betitelt „Adad“ und „der messingne Degen“, deren Bodmer in einem Briefe an Lange gedenkt²⁾, hinzurechnen. Auch eines Trauerspiels „Agag“ geschieht Erwähnung; doch scheint es, als ob Phra damit nicht über die ersten Vorarbeiten hinausgekommen sei.

Welche Bedeutung haben wir denn nun Phra als Dichter beizuschreiben? Wenn wir zunächst auf das Urtheil seiner Zeitgenossen eingehen, so müssen wir allerdings sagen, daß dieselben ihre Bewunderung für ihn übertrieben haben, wenn sie ihn den deutschen Pindar nannten, mochte er auch immerhin weit über jenen Dichtern erhaben sein, die Gottsched mit diesem oder ähnlichen Namen beehrte. Andererseits wäre es ungerecht, wenn wir an die dichterischen Productionen Phras den Maßstab anlegen wollten, den wir heutzutage nach dem Erscheinen der neuesten Glanz- und Blütheperiode unserer Literatur an dichterische Erzeugnisse zu legen gewohnt sind. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß der Tod Phra im 29. Lebensjahre dahinraffte, daß also alle seine dichterischen Leistungen als Jugendproducte zu betrachten sind. Sodann ist wohl in Erwägung zu ziehen, daß in jene Zeiten, in denen Phra lebte, wenigstens für Deutschland, überhaupt die ersten Anfänge der Ausübung einer Kritik auf poetischem Gebiete fallen, an der Phra selbst nicht unwesentlichen Antheil nahm. Wurde doch in eben jener Zeit der Grund zu einer neuen Wissenschaft, der Aesthetik, durch Baumgarten, den Schülern des Philosophen Wolff, gelegt. Es war nicht unwesentlich, daß Phra ein Anhänger Baumgartens wurde, daß seine Poesie gewissermaßen von dessen Lehren ihren Ausgangspunkt nahm.

Mit Berücksichtigung dieser Punkte können wir demnach folgendes allgemeine Urtheil über Phras dichterische Leistungen fällen, daß er allerdings hinsichtlich der Correctheit, Biegsamkeit und Gewandtheit der Sprache hinter den bessern Dichtern der neueren Zeit zurücksteht; wir müssen auch zugestehen, daß er nicht selten weitschweifig, matt und prosaisch wird; aber wir müssen ihm nachrühmen, daß in seinen Gedichten ein gewisses lyrisches Feuer hervortritt, wie es sich bei keinem seiner Zeitgenossen findet. Während diese nichts Höheres kannten, als auf dem Wege des verständigen und kalten Opitz fortzugehen, hielt er sich an den inhaltvollen, gedrungnen Fleming. Er vermeidet das Fade, Schleppende, Unedle und strebt stets dem Erhabenen, Edlen, Inhaltvollen nach. Deshalb dichtete er auch in einer Zeit, wo der Reim für das wesentlichste dichterische Element mit galt, zum Theil wenigstens reimlos. Vor allen Dingen aber ist Phra in verschiedenen Hinsichten eine gewisse Originalität nicht abzuspochen, weshalb

¹⁾ M. Sam. Gotthold Lange: Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Tb. II. S. 97.

²⁾ Ebenda Tb. I. S. 134.

er auch entschieden bedeutendere Anregungen ausgeübt hat, als bis jetzt anerkannt worden ist¹⁾. Wir wollen nun auf die einzelnen Dichtungen Phras näher eingehen. Wir haben in dem biographischen Theile gesehen, wie Phra etwa in einem Alter von 20 Jahren des Studiums halber nach Halle ging und von wie wesentlicher Bedeutung es für ihn war, daß er dort die Bekanntschaft des Samuel Gott- hold Lange machte. Beide zusammen stifteten nun die hallische Dichterschule und wirkten in literarischer Hinsicht anregend auf einander. Zwischen ihnen bildet sich ein inniges Freundschaftsverhältniß, das in den „freundschaftlichen Liedern“ seinen Ausdruck fand. Gleichzeitig legten sie damit den Grund zu den bis über den Hainbund hinausreichenden Dichtersfreundschaften. Die freundschaftlichen Lieder wurden von Lange Bodmer zur Beurtheilung zugesandt und dieser ließ sie, wie er in seiner Vorrede versichert, ohne Wissen Beider im Drucke erscheinen 1745, also nach dem Tode Phras, indem er die arkadischen Namen Thyrsis und Damon statt Phra und Lange einsetzte, theils weil sie ihm poetischer klangen, theils weil er glaubte, daß die Dichter so den Vorurtheilen weniger ausgesetzt wären. Diese Lieder enthielten, um Langes eigene Worte zu gebrauchen, Empfindungen ihres Herzens, die sie, ohne an die Kunst zu denken, so aufzusuchen suchten, wie sie sie fühlten. Für den Druck waren sie also nicht bestimmt, und wenn Lange sie später (1749) zum zweiten Male herausgab, so geschah es nur, weil die Lieder einiges Aufsehen erregt hatten und die erste Auflage vergriffen war, dann aber auch wohl, um das Andenken an seinen Freund Phra zu ehren. Den Inhalt der von Phra gedichteten Lieder bilden: Die Freude über ihre innige Freundschaft, über ein Wiedersehen, über Damons Hochzeitsfest, über die Geburt seines Sohnes u. s. w. Der offene, ungezwungene Ausdruck der herzlichsten Freundschaft tritt hier überall hervor, ohne in jene sentimentale Spielerei zu verfallen, die in dem Gleimschen Dichtersfreundschaftskreise später hervortrat. Hier nur zwei kleine Proben, zunächst der Anfangs eines „Thyrsis Treue“ überschriebenen Gedichtes:

Mein Damon, ewiglich geliebter Freund,
 Von dessen felsenfester Liebe
 Der ganzen Welt verlachter Sturm und Zorn
 Mein standhaft Herz nicht würde reißen können,
 Du, dessen hoh'n und edeln Geist
 Der Himmel, der uns einst besonders hold gewesen,
 Mit vollem Segen mir zum Trost herabgesandt,
 Als er, bevor dein Freund der Sonnen Glanz 'gesehen,
 Mir ein so hohes Glück bestimmt,
 Das kein gemeiner Geist auch nur zu schätzen wüßte;
 Dein Thyrsis bleibt getreu! Und Du Zerstörerin
 Der eiteln, stolzen Wunderwerke,
 Zeit, Du tilgest nie aus meiner festen Brust
 Des edlen Paares zu tief gegrabne Namen u. s. w.

¹⁾ Daß Phra auf Klopstock wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, ist von Danzel in seinem Werke über Lessing nachgewiesen. S. 243.

Ein ander Mal fängt Pyra im Bewußtsein der von Lange entgegengenommenen Wohlthaten:

Schätzbarste Stütze meines Wohls,
 Mitleidender Gefährt, trostreichster, liebster Zeuge
 Der stillen Sorgen banger Tage,
 Du unbestechlicher Bewahrer meiner Treu
 Und der in deinem edlen Busen
 Ernährten ew'gen Gluth der Redlichkeit,
 Ach Freund, ach Damon, laß mein Herz
 In deinem mir stets offenem Herzen
 Die Freistatt für den Kummer suchen.
 Ja, ja! Du öffnest deinen Arm!
 Ich flieh in's Heiligthum von deinem offenem Herzen;
 Hier leg ich meine Lasten nieder
 Und mein beklemmter Geist erholt sich, schöpft Luft.
 O welch' ein Einfluß süßes Trostes!
 O welche Linderung, o welch' ein Meer von Lust
 Ergießet sich in meine Brust!
 O glückliche, o hohe Stärkung!
 O theure Freundschaft sei gesegnet!
 Ja, Freund, sonst find ich nirgends Ruh
 Als nur in Damons Brust und dort in Gottes Himmel! u. s. w.

Weiter besitzen wir von Pyra eine „Ode auf Ihre Majestät Friedrich den Andern, König in Preußen und Churfürst in Brandenburg, bei dem Antritt der Regierung“. Dieser Ode kann ich nur wenig Geschmac abgewinnen trotz einer Reihe von glänzenden Bildern und schönen Gleichnissen und trotz des Feuers der Begeisterung, zu der sich der Dichter hier und da erhebt. Das in 45 zehnzeiligen Strophen bestehende Gedicht leidet an Weitichweiffigkeit und unterscheidet sich nicht wesentlich von der durch Opitz leider in unsre Poesie eingeführten Ansingerei aller möglichen Fürsten, Grafen und edlen Herren.

Die bei Weitem hervorragendste poetische Leistung Pyras ist sein „Tempel der wahren Dichtkunst“ mit dem Motto *Odi profanum vulgus et arceo*. Es erschien zuerst 1737 als ein Glückwunsch zu Langens Beförderung nach Raublingen. Ich möchte das Gedicht eine epische Allegorie nennen, denn die Bezeichnung eines Lehrgedichtes, die Lange dafür in seiner Vorrede gebraucht, paßt herzlich wenig. Statt aller Lobeserhebungen will ich eine kurze Inhaltsangabe des Gedichtes liefern. Voraufgeschickt ist eine Widmung an Lange. Dann folgt der erste Gesang: Die Nacht war da. Die Ruh zog durch die stille Nacht; der Träume leichtes Volk zog hin und her im Schatten und gaukelt und schwang die braunen Fittige um manches Bett und Haupt; des Mondes Silberlicht drang in des Dichters Schlafgemach; da greift er zur Leier und singt des großen Sängers David Lob und Preis. Gleich ward auf einmal Alles hell; schnell stand vor seinen Augen ein göttlich schönes Bild in vollem Lichte da. Es ist die Poesie, zu der er voll Ehrfurcht aufschaut. Sie spricht: „Ich weiß, mein Sohn, ich weiß, daß Du die hohe Bahn der wahren Dichtkunst suchst“ und fordert ihn auf, ihr zu folgen. Sie läßt auf dem

Wege ihre Stimme zur Leher erschallen. Die Bäume neigen sich vor ihr; selbst Bären, Löwen und Tiger vergessen bei dem Klange ihre Wildheit und folgen ihr. Plötzlich zeigen sich zwei Wege, da, wo der Wald sich schloß. Am Eingange des einen steht die falsche Poesie, die den Dichter auf ihre Seite zu locken sucht. „Komm“, spricht sie, „lerne hier die Kunst, wie man recht hurtig reimt“ und nun verspricht sie ihm herrliche Genüsse und Gold und Ruhm. Er aber folgt der wahren Poesie auf schroffen, steinigten Wegen und über Abhänge. Die Sinne vergehen ihm, er weiß nicht, wie ihm ward und was ihm da geschah.

Zweiter Gesang. Der Dichter erwacht im hellsten Sonnenglanze. Auf seine Frage erwidert die Poesie: „Verbanne alle Furcht, du bist in meinem Reiche. Aus Liebe trug ich dich dort über Tief und Klust, die meines Reiches Rand von jenen Gränzen scheidet. Hier siehst du das Revier, wo Gottes Garten war, das zwar der Borwitz längst, jedoch umsonst gesucht.“ Und nun folgt eine phantasievolle Schilderung des Paradieses. Die Tugenden, die Gerechtigkeit, Tapferkeit, Großmuth, Keuschheit, Liebe und Treue u. s. w. sie erholen sich in diesem Reviere. Hier haben auch die Künste ihre kühlen Grotten und bedienen das Volk der Königin Poesie, d. h. die tugendhaften Dichter, „die, so die Laster nicht aus lasterhaftem Neid, nein! durch der Tugend Trieb mit ihrer Geißel strafen, die Tugenden dafür aus der Verachtung Staub auf den verdienten Thron erheben und bekronen“. Dort in jenem Felsen ist das Haus der Träume, die in zwei Höhlen wohnen. Die eine Grotte schließt ein crystallen Thor: Es schimmert durch sein Glas die schönste Dämmerung. Dort wohnen die holden Träume. Der grausen Träume Sitz ist eine finstere Klust. Als Wächterin steht vor beiden Thoren die Phantasie; sie ruft bald hier- bald dorthier einen Traum. Auf der Burg darüber aber thront die Vernunft, daß nicht die Phantasie der Menschen Sinne verwirre. Und weiter führt die Poesie den Dichter zu ihrem Tempel, der auf unsichtbaren Höhen steht. Am Fuße des Berges wohnen in prächtigen Schlössern Homer, Virgil, Horaz, Sophokles, Euripides u. a. zum Lohn für ihre Tugend. In einem Palmehaine findet der Dichter auch seinen Lange; da hält's ihn nicht, er reißt sich los und umfängt ihn. Auch Lange nimmt die Poesie jetzt mit sich. Immer weiter geht's zur steilen Höh. An einem Quell muß der Dichter rasten und sich erquicken.

Dritter Gesang. Sie treten jetzt in den Vorhof des Tempels, wo fast jede Wissenschaft und freie Kunst ihre Halle hat. Da ist die Sprachkunst, die Philosophie, Mathematik, Geographie u. s. w. Mit besonderer Vorliebe ist die Historie behandelt, wie sie auf einer großen Reihe von Feldern die Hauptereignisse der Geschichte dargestellt hat und unter ihnen wieder besonders die Thaten des hohenzollerschen Hauses. Warum thronen sie alle im Vorhofe des Tempels der Poesie? Diese selbst giebt dem Dichter die Antwort: „Seht, dies ist der Vorhof meines Tempels, wer den erhabnen Fuß in solchen stellen will, muß durch der Künste Sitz, der Wissenschaften Wohnung mit muntremer Aufmerksamkeit und scharfen Augen gehn. Wer in der Poesie ein Meister denkt zu werden, muß hier erst Schüler sein; sonst bringt er es nicht hoch“. Sie treten nun in den Hof; dort springen 4 Quellen, die die Dichter die Reinigkeit, Flüssigkeit, Lieblichkeit und die Nachdrücklichkeit zu nennen pflegen. Alle 4 vereinigen sich zu einem Strome, der den grünen Hügel umschließt, auf dem der Tempel der Dichtkunst steht.

Vierter Gesang. Bis zu den Sternen reicht des Tempels prächtig hoher Bau. Das Thor trägt in Gold die Ueberschrift: Weicht, Eitle! weicht! Biblische Darstellungen schmücken die Wände. Man erklimmt die Stufen des Tempels. „Hier sehn die Dichter oft in weiser Ruh hinab. Ihr hohes

Aug entdeckt die Eitelkeit der Dinge. Was ihnen in der Näh' sehr groß und prächtig schien, zeigt ihren Augen sich hier klein und sehr verächtlich. Und also lernen sie mit himmelhohem Geist den Schein des Irdischen nur immer mehr verachten". Dann treten sie in den Tempel; Pyra bleibt voll Scheu am Thore. Da sitzen nun die liebsten Töchter der Poesie, die Tragödie, die Ekloge, die Ode, die Epopöe u. s. w. Auf einen Ruf der Poesie sammeln sich nun die Dichter um ihren Thron.

Fünfter Gesang. Lauter heilige Sänger schaaren sich um die Göttin der Poesie, Moses, David, Salomo, „Lutherus kam nunmehr, der David unsrer Zeit; die Lieder schallen noch in unsern Tempeln wieder, die er voll Feuer sang. Die Hure zitterte, die Hölle bebte selbst, wenn er auf seinen Gott, die feste Burg, getroht". Als die Dichter sich nun versammelt haben, ermahnt die Poesie dieselben, zu verlassen der Sünde Bahn und des Höchsten Ruhm und Preis zu singen: „doch laßt es nicht dabei, daß ihr viel Worte nur bloß unter das Gesetz des Silbenmaßes zwinget und manche Redensart, die etwa biblisch klingt, noch durch die klappernden und schweren Reime fesselt. Nein, es ist nicht genug ein frommer Mann zu sein, es muß ein Dichter sein, der sich an's Dichten wagt". Glaubt nicht, Andre die Dichtkunst lehren zu können: Wacht nicht in Eurer Brust ein himmlisch hoher Geist und hört man euren Mund nicht schön und prächtig tönen, ja, ist das Herz nicht rein und voll von Gottes Geist, so tragt ihr unverdient der frommen Dichter Namen. Schließlich krönt die Poesie Lange und weihte ihn zu ihrem Priester.

Der in dem letzten Gesange sich kundgebende Pietismus erklärt sich wol daraus, daß Pyra in Halle studirt hatte. Das allegorische und pietistische Element, das im Tempel der wahren Dichtkunst hervortritt, zeigt sich auch in der 102 Strophen umfassenden Ode: Das Wort des Höchsten. Weiter besitzen wir von Pyra den ersten Gesang eines komischen Heldengedichtes Bibliotartarus. In demselben schildert uns der Dichter mit vielem Humor das Wesen eines renommistischen Studenten, ist also gewissermaßen der Vorgänger Zachariä's. Abgesehen von einigen kleinen Gedichten haben wir von Pyra nur noch, und zwar handschriftlich, zwei Uebersetzungen der Aeneide Virgils. Die eine ist in reimlosen, die andere in gereimten Alexandrinern geschrieben. Die erste, offenbar frühere, ist wahrscheinlich diejenige, die sich Gottscheds Beifall nicht gewinnen konnte und der er die von Schwabe vorzog; sie befindet sich durch viele Nachcorrecturen und den verderblichen Einfluß der Zeit in einem kaum noch leserlichen Zustande. Die in gereimten Alexandrinern abgefaßte Uebersetzung war wohl für die Herausgabe bestimmt, doch hat sie der Dichter nicht mehr vollenden können. Sie enthält nur das 1., 3. und 4. Buch. Warum das 2. Buch in dieser Bearbeitung vom Dichter nicht berücksichtigt ist, ist nicht ersichtlich. Beim 3. Buche befindet sich die Angabe: Angefangen 1743. Der Tod überraschte also den Dichter im folgenden Jahre bei diesem Werke. Voraufgeschickt ist dem Ganzen eine kritische Untersuchung über die Schönheiten in Virgils Aeneis.

Mit Rücksicht auf diese Uebersetzung der Aeneide schreibt Gleim und Lange unter d. 11. Juli 1743¹⁾: „Ich habe vergessen, Ihnen zu melden, daß Kleist sich in seinem letzten Briefe erkundigt, wie weit ich mit Ihnen in der Ausgabe des Virgil des sel. Pyra gekommen sei. Denn sie müssen wissen,

¹⁾ Die Jahreszahl ist mir räthselhaft, da doch Pyra erst 1744 gestorben ist; sie ist aber ganz deutlich und von Gleims Hand selber unter den Brief geschrieben.

daß ich ihm geschrieben habe, wir würden vor die Publication gemeinschaftlich sorgen. Er schreibt: Sie sind es der Asche dieses großen Mannes schuldig“.

Es dürfte nicht uninteressant sein, bevor ich eine kleine Probe der Uebersetzung gebe, einen Rückblick auf die Männer zu thun, die als Uebersetzer der Aeneide Pyras Vorgänger waren. Es sind

Thomas Murner:

„dreyzehn Aeneadischen Bücher von Trojanischer Zerstörung . . . vertutst.“
Straßburg 1515, Fol. (in Berlin) u. öfter.

Joh. Spreng († 1601):

„Aeneis Virgiliana . . . in artige Deutsche Reimen verfaßt.“ Augspurg 1610,
Fol. — Frankf. a/M. 1629, 4°.

Bernh. Melethraeus (1645):

„Virgili Aeneas . . . in Deutsch verfertigt.“ Hamburg 1644, 8°. (Prosa!)

D. Saemynndonis (Dionys Lesman):

„Der Frygier Aeneas. Stargard o. S. 12° (ein Schauspiel über Dido; profaischer
Auszug aus der Aen.)—Neu eingekleideter deutscher Virgilius“. Stargard (1658) 12°.

Nich. Schirmer († 1673):

„Eigentlicher Abriß eines verständigen, tapfferen und frommen Fürsten, von dem
Poeten Virgilius . . . Verteutstet und in Alexandrinische Reime übergesetzt“.
Cölln an der Spree 1688, 8°. Berlin (oder Leipzig?) 1672, 8°.

Theod. Ludw. Van († 1740):

„Uebersetzung in deutsche Heldenpoesie des Virgilianischen Lobes — und Lebens-
lauf des großen Kriegeshelden Aeneas“. Elbing 1725, 4°.

Benj. Neufirch († 1729):

bearbeitete das vierte Buch der Aen. als eigenes Epos (ich weiß nicht ob es
gedruckt ist).

Joh. Ehrph. Schwarz:

„Aeneis in ebensoviele deutsche Verse übersetzt.“ Regensburg 1742—44, 2 Bde. 8°.
Es ist jedenfalls die Uebersetzung, der Gottsched den Vorzug vor der Pyras gab.

Als Probe der Uebersetzung Pyras gebe ich die ersten 50 Verse des 1. Buches:

Ich, der ich einst mein Lied auf schwachen Halmen bließ,
Bezwang das nahe Feld, da ich den Wald verließ,
So, daß ihm selbst der Geiz des Landmanns darf gebieten.
Dies Werk war angenehm. Nun sing ich Mavors Wüthen,
Die Waffen und den Mann, der sich von Trojas Strand
Durch des Geschickes Schluß einst auf die Flucht gewandt,
Der nach Italien den schweren Lauf genommen,
Und bei Lavins Revier zum ersten angekommen;
Ihn hat der Götter Macht sehr weit herumgejagt
Und so zu Land als See verfolgt und geplagt;
Doch bloß des alten Grolls der strengen Juno wegen.

Er litt im Kriege viel, den Grund der Stadt zu legen,
 Bis er in Latien die Göttin eingeführt.
 Dies ist's, woher der Stamm von den Lateinern rührt.
 Von den Albanern selbst, den Vätern, und den Zinnen.
 Des hoeherrhabnen Roms lag hier auch das Beginnen.
 So mach, o Muse, dann die Ursach offenbar,
 Sprich, welche Gottheit wol so sehr verleget war,
 Was schmerzt die Königin der Götter, daß ihr Toben
 Sold' einen Mann, den selbst die Frömmigkeit erhoben,
 So vieler Fälle Last von sich zu wälzen drang
 Und durch so viel Gefahr und Noth zu brechen zwang.
 Brennt ein so großer Zorn in himmlischen Gemüthern?
 Carthago, jene Stadt, sehr alt und reich an Gütern
 Und in der Lust zum Krieg unbändig, nimmersatt,
 So Tyrus flüchtig Volk zuerst besessen hat,
 Lag an dem Meere dort, den Thoren von der Tyber
 Und so Italien von Weitem gegenüber.
 Die Juno, wie man sagt, hat sie vor aller Welt
 Geschätzt, bewohnt, geschützt, ihr Samos nachgestellt.
 Hier war ihr Waffenzug, hier stand ihr stolzer Wagen.
 Die Göttin strebt und sucht auch schon in jenen Tagen.
 Sie als die Königin der ganzen Welt zu sehen,
 Rief es nur das Geschick auf eine Art geschehen.
 Allein sie hatte längst den Schreckensspruch vernommen:
 Dereinst soll ein Geschlecht aus Trojas Blute kommen,
 Das diese Thyrerstadt und ihrer Schösser Pracht
 Bis auf den Grund zerstört. Es kommt ein Volk mit Macht,
 Das über Erd und Meer so weit, als breit regieret
 Und mit erhabnem Stolz gewaltig Kriege führet
 Und stürzt ganz Phöen, das ist der Parzen Schluß.
 Die Tochter des Saturns befürcht' es voll Verdruss,
 Weil sie den alten Krieg stets in Gedanken hegte,
 Den sie für Argos Volk, das sie beschützt' und pflegte,
 Vor Iliou geführt. Der Schmerzen Hestigkeit,
 Die Ursach ihres Zornes wich, nach so langer Zeit,
 Noch nicht aus ihrem Sinn. Es blieben ihr noch immer
 Des Paris Spruch, die Schmach von ihrer Schönheit Schimmer,
 Und der verhasste Stamm und Ganymedens Glück,
 Den Jupiter entführt, tief in der Brust zurück.
 Voll Gluth trieb sie deshalb das fast durch alle Meere

Verfolgte Trojervolk, den Rest, der kaum dem Heere
 Blutdürst'ger Danaer und des Achilles Hand
 Und Grausamkeit entrann, weit vom Ansonerstrand.
 Also verfolgte sie das Treiben der Geschiecke
 Und also irrten sie durch Sturm und Ungelücke.
 Bei so viel Ungemach so vieler Jahre Zeit
 Um alle Meer' herum. Von solcher Wichtigkeit,
 So schwer war es, ein Rom, ein römisches Volk zu gründen.
 Kaum überließen sie die Seegel holden Winden,
 Kaum sieht man sie erfreut auf die noch stillen Höh'n
 Hin aus Siciliens Nebereisaussicht gehn,
 Kaum hat der Schnäbel Erz den Salzschaum aufgerühret,
 Als Juno, deren Brust die ew'ge Wunde führet,
 So bei sich spricht: Und ich soll mich gedrungen sehn,
 Von meinem Vorsatz doch bezwungen abzustehn?
 So fehlt mir nun die Macht? Bin ich, den Teucrerkönig
 Nur von Italien zu treiben, noch zu wenig?
 Wohl, weil es mir sogar des Schicksals Schluß verbeut!
 Hat denn die Pallas nicht, nur erst vor kurzer Zeit,
 Der Griechen Flotte gar im Zorne ganz verbrennen
 Und sie selbst in den Grund des Meers versenken können,
 Und bloß um Eines Schuld, des Ajax, den der Schwarm
 Der Furien erhitzt? Es schleuderte ihr Arm
 Zeus' reißend Feuer selbst aus schwarzen Wolken nieder,
 Zerschlug, zerstreute die Schiffe hin und wieder
 Und kehrt' das Meer fast um durch Wind und Wuth;
 Im Wirbel riß sie ihn, da er des Donners Gluth
 Noch aus durchbohrter Brust erbleichend von sich hauchte,
 Dahin und spießte ihn, da noch sein Körper rauchte,
 Auf spize Klippen an. Und ich, die in dem Saal
 Der Stern' als Königin der Götter, Zeus' Gemahl
 Und Schwester selbst erscheint. Ich, ich nur kann nicht siegen
 Und muß so lang' umsonst mit einem Volke kriegen;
 Wer würde Junos Macht anbeten oder scheun
 Und ihrem Altar mehr auf Knieen Opfer weihn?

Diese geringe Probe wird hinreichend sein, um darzuthun, daß die Uebersetzung Phras mit
 Geschick angefertigt ist, in fließenden Versen und angemessener Sprache, zumal wenn wir berücksichtigen,
 daß das Zeitalter Phras in der Kunst des Uebersetzens immerhin noch ein experimentirendes ist. Er-
 wähen will ich noch, daß die Uebersetzung von kritischen Anmerkungen begleitet ist.

Pyra als Kritiker.

Pyras kritische Thätigkeit war darauf gerichtet, den Geschmack in Deutschland der damals völlig durch Gottsched und seinen Anhang beherrscht wurde und in falsche Bahnen geleitet war, zu heben und zu bessern. Daß er als Erster den Muth in Deutschland besaß, sich gegen den mächtigen Dictator zu erheben, habe ich bereits gesagt, ebenso wie, daß nicht Streitsucht, sondern wahres Interesse an der Förderung des Geschmackes ihn dazu getrieben habe. Die hierhin gehörigen Aufsätze sind in der schon erwähnten Schrift: „Erweis, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe“ und in der Fortsetzung derselben enthalten. Ich kann hier nicht auf die Einzelheiten, um die es sich darin handelt, eingehen. Im Allgemeinen sei bemerkt, daß Pyra überall mit großer Schärfe des Verstandes, zum Theil mit satirischer Beimischung den Gegnern ihre Fehler nachweist und daß er ihrem plumpen Angriffen gegenüber stets in maßvoller Sprache sie zurechtweist. Doch habe ich gemeint auf den Theil der genannten Schrift, in welchem er Gottscheds Trauerspiel „Cato“ kritisiert, näher eingehen zu müssen, da er einerseits die Gottschedianische Art zu dichten, bei der alles Gewicht auf die Regelmäßigkeit gelegt wurde, treffend charakterisiert, andererseits einen Beweis liefert, wie gründlich Pyra des Aristoteles Poetik studirt hatte und wie berechtigt es war, Gottsched, der nur zu lange schon hinsichtlich der Kritik über literarische Erscheinungen den Ton angegeben hatte, von seiner Höhe herabzustürzen, wenn anders der Geschmack in Deutschland verbessert werden sollte. Hier eine kurze Inhaltsangabe!

Zunächst tadelt Pyra die Aufschrift „der sterbende Cato“, weil dadurch der Ausgang der Tragödie verrathen werde. Die Alten haben zwar auch den Namen ihrer Helden ein Beiwort zugesellt, aber das entdeckt nicht die Beschaffenheit des Schlusses, sondern nur die Hauptperson (wie Sophokles seinen Ajax rasend nennt), oder es ist vom Orte hergenommen.

Nachdem nun Pyra die Erklärung des Aristoteles von einer Tragödie gegeben hat, weist er zunächst nach, daß in dem sterbenden Cato keine eigentliche Handlung im Sinne des Aristoteles enthalten sei. Ein regelmäßiges Trauerspiel muß eine Nachahmung einer Handlung sein. Ein tragischer Poet muß also nicht bloß darstellen, wie sich eine Person in diesen oder jenen Umständen verhalte, oder wohin sie sich neige, und was sie verrichte, sondern wie sie aus gewissen Bewegungsgründen gewisse Mittel anwende, eine Absicht zu erreichen. Als Beispiel führt Pyra den Oedipus des Sophokles an. Es ist in Theben eine Pest. O. schickt nach dem Orakel, ein Mittel zu erfahren, wie ihr abzuhelfen sei, und bekommt die Antwort, daß der Mörder des Laios solle bestraft werden. Dies sind seine Beweggründe. Er wendet alle Mittel an, diesen Endzweck, die Erforschung des Mörders, zu bewerkstelligen. Der Inhalt des Cato ist kurz folgender: Cato ist nebst wenigen Römern und einigen Hilfsvölkern in Utica eingeschlossen. Cäsar bietet ihm den Frieden an. Man schlägt ihn aus. Cäsar läßt seine Armee anrücken, Cato sieht kein Mittel, ihm zu widerstehen und ersticht sich. Man sieht hier wohl, wie sich Cato in diesen oder jenen Umständen verhält, er thut auch Mancherlei, aber bei Gelegenheit. Das Alles zusammen, soviel auch geschieht, macht keine Handlung nach den Regeln aus; es ist eine bloße Begebenheit. Nirgends zielt die Handlung wie im Oedipus auf den Endzweck ab. So ist demnach im Cato die ganze Handlung nur im Ausgange zu suchen.

Weiter zieht Pyra den Punkt in der Erklärung des Aristoteles in Betracht, daß die nachahmende Darstellung einer würdigeren u. s. w. Handlung durch Furcht und Mitleid eine Reinigung eben dieser Affecte erzielen solle. Um das zu erreichen, muß die Hauptperson Etwas im Willen haben, dadurch sie unglücklich wird oder sich endlich aus dem Unglück herausgerissen sieht. Das theatralische Unglück aber muß eine Folge der Fehler des Helden sein. (Dadurch erlangt die Sittenlehre erst ihren Nachdruck.) Catos Entleibung ist keine Folge aus seinen begangenen Fehlstritten; die Umstände waren also beschaffen, daß er Hand an sich legen mußte. Er hatte keine Schuld daran, daß Cäsar siegte und Rom fiel. Wie trefflich wirkt dagegen im Sophokles die große Hitze und Neugierigkeit des Oedipus alle die erschrecklichen Thaten, die seinen Fall herbeiführen!

Pyra geht nun auf die von Aristoteles behandelte Frage ein, welche Beschaffenheit der dargestellte Verlauf der Begebenheiten besitzen muß. Nach Aristoteles ist die Tragödie die nachahmende Darstellung einer vollständig in sich abgeschlossenen und ein Ganzes bildenden Handlung. Ein Ganzes nun aber ist Alles, was Anfang, Mitte und Ende hat. Der Anfang heißt bei ihm, was Nichts voraussetzt oder nicht aus einem Andern folgt, sondern aus dem Etwas natürlicher Weise entstanden sein oder entstehen soll. Richtig bemerkt Pyra, daß hierunter die Quellen und Ursachen der Handlung zu verstehen seien; denn davon fängt die Handlung an. Es hätte also Gottsched in der ersten Handlung erklären sollen, warum sich Cato zum Selbstmorde entschließt. Aber es ist nur von Nebendingen die Rede und kaum gedenkt Cato jenes mit 2 Worten. Die Mitte ist nach Aristoteles das, was Etwas voraussetzt und worauf was folgen muß. Pyra versteht darunter richtig alle Mittel, Handlungen und Begebenheiten, die in den angegebenen Ursachen gegründet sind und zur Erreichung oder Verhinderung des Endzwecks Etwas beitragen. Da aber zu der Handlung kein Anfang da ist, so können auch keine Mittel darin gegründet sein. Daraus folgt denn, daß auch kein rechtschaffnes Ende da ist; denn der Selbstmord des Cato hat mit allen Tändeleien, welche alle 4 vorhergehenden Aufzüge erfüllen, Nichts zu thun. Es ist also die Einheit der Handlung oder die genaue Uebereinstimmung und Verknüpfung aller Theile zu einem einzigen Endzwecke sehr schlecht in Acht genommen. Etwas besser sieht es mit der Einheit der Zeit aus, während die Einheit des Ortes slavisch, aber nicht künstlich beobachtet ist.

Die Handlung des Cato nennt Pyra eine einfache. Bekanntlich theilt Aristoteles die Handlungen in einfache und verwickelte und nennt einfache solche, innerhalb welcher, indem sie in der beschriebenen Weise stetig und einheitlich verläuft, der Schicksalswechsel ohne unerwartete Wendungen und Erkennungen vor sich geht, eine verwickelte dagegen, in welcher derselbe mittelst Erkennung oder unerwarteter Wendung oder Beidem zu Stande kommt. Als Beispiel einer einfachen Handlung nennt Pyra den Ajax, während er im Gegentheile zu Dacier den Philoktet, und mit Recht, eine zusammengesetzte nennt, da hier offenbar ein Glückswechsel eintritt und zwar durch das unmittelbare Erscheinen des Herakles, der ihm persönlich befiehlt, seinen bisherigen Aufenthaltsort zu verlassen und in den Kampf vor Troja thätlich einzugreifen.

Aristoteles verlangt ferner, daß beide, Erkennung und unerwartete Wendung, aus dem Verlaufe der Fabel selbst hervorgehen, dergestalt, daß die vorangegangenen Begebenheiten ihr Eintreten mit Nothwendigkeit oder doch Wahrscheinlichkeit nach sich ziehen. Hinsichtlich der Erkennung sagt Aristoteles, sie sei die Umwandlung aus der Unbekanntheit in die Bekanntheit und in Folge dessen zur Befreundung oder zur Befehdung zwischen den zu Glück oder Unglück bestimmten Personen. Pyra setzt dafür ein, „zwischen den Hauptpersonen“ und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das gerechtfertigt sei. Diese sind nun

in dem Trauerspiel unstreitig Cato und Cäsar; aber beide bleiben Feinde. Zwar kommen noch zwei Erkennungen vor, nämlich zwischen Cato und seiner Tochter Arsene, die aber Freunde bleiben, und zwischen Arsene und Cäsar. Die letztere Erkennung ist aber deshalb fehlerhaft, weil sie zwischen den Hauptpersonen stattfinden soll.

Aristoteles verlangt, daß die Erkennung aus der Materie selbst gezeuget wird und durch wahrscheinliche Mittel ein großes Erstaunen zu Wege bringt. Als Muster führt er den Oedipus und des Euripides Iphigenia in Tauris an. Pyra vermuthet, daß diese letztere das Vorbild für die des Cato gewesen sei. Gegen beide Forderungen verstößt der Cato, und die Art, wie die Entdeckung zu Stande kommt, ist plump, indem Phokas kommt und es dem Cato schlechtweg sagt, Arsene sei Portia, seine Tochter. Andere Dichter haben geheimnißreiche Vorbereitungen und Umwege zu nehmen gewußt. Sie scheinen immer ganz wo anders hinaus zu wollen, nie gehen sie geradezu, wie es im Cato geschieht. Auch ist kein Grund vorhanden, warum die Erkennung gerade jetzt geschieht. Bei andern Dichtern ist sie die nothwendige Wirkung ihrer treibenden Ursachen.

Zuletzt spricht Pyra darüber, daß auch kein rechtes Schrecken und Mitleiden in dieser Tragödie erweckt werde. Wir erschrecken nicht über seine That, sondern Catos Heldenmuth erregt unsere Bewunderung, welche das Gegentheil von Schrecken ist. Das Mitleiden aber bezieht sich auf seine Kinder und nicht auf Cato, die Hauptperson, was fehlerhaft ist.

Dies ist in kurzen Zügen dargestellt das Bild von dem Sein, Denken und Schaffen eines Mannes, dessen Bedeutung, sei es auch immerhin nur für seine Zeit, bisher entschieden bedeutend unterschätzt worden ist.

Dr. Nathusius.

